"Wir Wilde sind doch bessre Menschen."

Autor(en): **Sexauer, H.F.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sauter's Annalen für Gesundheitspflege : Monatsschrift des Sauter'schen Institutes in Genf**

Band (Jahr): **22 (1912)**

Heft 7

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1038154

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Freien eine Verwundung zugezogen hat. Man legt dann Eisstückchen auf die Wunde oder bedeckt sie mit dem in einen Schneebeutel verwandelten reinen Taschentuche. Freilich ist Vorsicht nötig, da gar zu lange Einwirkung der Kälte auch Nachteile bringen kann.

Bei schwereren Verletzungen, besonders bei Verletzungen der großen Gefäße, läßt aber die Stillungskraft aller dieser Mittel im Stiche. Und gerade hier ist schnelle Hilfe um so notwendiger, weil bis zur Ankunft des Arztes oft schon eine Verblutung eingetreten ist. Deshalb werden in vielen Samariter-, Sanitäts-, Krieger- und ähnlichen Vereinen Verbandkurse abgehalten, in denen die Mitglieder auch die Kompression großer Gefäße zum Zwecke der Blutstillung erlernen. Wenn bei einer solchen schweren Verletzung kein derartiger Sachverständiger zur Stelle ist, so wende man als ein sehr gutes und augenblicklich wirksames Hilfsmittel den Fingerdruck an. Er wird so ausgeführt, daß man das blutende Gefäß durch starken Fingerdruck gegen seine Unterlage, womöglich gegen den Knochen, verschließt, oder daß man es zwischen den Fingern zusammenpreßt. Die letztere Art ist nur möglich bei Lappenwunden, bei Wunden der Lippen, Wangen, Ohren. Der Fingerdruck muß natürlich ununterbrochen ausgeübt werden, bis der Arzt kommt. Bei Verletzungen der Arme oder Beine müssen diese hoch gelagert werden. Durch schnelle, energische Ausübung dieser Maßnahmen kann man verhängnisvolle Blutverluste verhüten und sogar Menschenleben retten.

„Wir Wilde sind doch bessre Menschen."

Nachstehende, die Vortrefflichkeit der Sinne, insbesondere der „Nase" des Indianers bezeugende Schilderung wurde uns von Herrn H. F. Sexauer, einem Leser des Monatsblatts, übersandt. Sie lautet:

In seinem 1910 erschienenen hinreißenden Buche „Wälder" *) erzählt der amerikanische Schriftsteller Stewart Edward White von seinem häufigen und längeren Aufenthalt in kanadischer Einsamkeit in dichten kanadischen Wäldern, auf den reißenden Gebirgsflüssen hoch im Norden und auf schweigsamen Seen und unter den « Wood Indians », den Indianern der Wälder.

Obwohl er selbst im Rudern, Jagen und Lastentragen sehr leistungsfähig ist, muß er seine Bewunderung und Anerkennung aussprechen über die physische Leistungsfähigkeit der dortigen, von unserer Kultur kaum beleckten Eingeborenen.

In einem besonderen Kapitel: „Ueber Waldindianer" (im Gegensatz zu den durch unsere Kultur mehr beeinflußten und verkommenen ansässigen Indianern nahe den nordischen Städten und Siedlungen) erzählt er folgendes:

Auf der Fahrt den Kapúskasing-Fluß hinab sahen unsere Indianerführer gewöhnlich Wild lange, ehe wir's erblickten. Sie zeigten es uns aber nie. Geräuschlos pflegten sie das Boot nach dem Wilde hin zu lenken und still zu liegen, bis wir angaben, daß wir etwas gesehen hatten. „Wo ist's, Peter?" **) wisperte ich. Aber Peter schwieg jedesmal verächtlich.

Eines Abends glitten wir dem Auge der sinkenden Sonne zu über einen seichten See

*) « The Forest » by Stewart Edward White. Verlag Thomas Nelson & Sons, London, Edinburgh, Dublin, New York, 1 sh.

**) Einer der Indianer.

mit dicht unterm Wasser ruhenden Steinblöcken. Keine Strömung war da und auch nicht der leiseste Windhauch, um das Wasser warnend zu kräuseln. Dennoch lenkten die Indianer das Boot jedesmal unfehlbar in eine andere Richtung, drei Meter bevor wir eines der Hindernisse erreichten, während unser geblendetes Auge die Felsen erst unterscheiden konnte, wenn wir schon daran vorbeifuhren. Die Indianer aber sahen diese Felsstücke durch den Glanz der Oberfläche hindurch.

Ein andermal entdeckte ich ein kleines schwarzes Tier, das flach am Ufer lag. Sein Kopf wurde durch einen Stein verborgen und es war soweit weg, daß ich stolz darauf war, es im Schatten erkannt zu haben. „Was ist's, Peter?" fragte ich. Peter sah kaum hin. « Ninny-moósh » (Hund), antwortete er. Nun waren wir aber 150 km südlich vom Postamt der Hudsons-Bay und zwei Wochen nördlich von irgend einer andern Siedlung. Außer einem Pferde war ein Hund etwa das letzte, das einem eingefallen wäre beim Raten auf ein unbekanntes Tier. Das da vorn sah aus wie ein schwarzer Fleck ohne Form. Aber Peter kannte es. Es war ein Hund, der sich von irgendeiner indianischen Jägergruppe verirrt hatte und mächtig froh war uns zu sehen.

Auch der Geruchsinn erscheint uns bis zu einem unheimlichen Grade entwickelt. Diese Waldindianer wittern in einem fort und prüfen die Eindrücke der andern Sinne durch den Geruchsinn.

Einst wollten wir einen Karibou (nordam. Renntier) töten in einer Gegend, wo diese Tiere gar nicht häufig vorkommen. Tawabinisay erbot sich, Jim (einen Weißen) in Schußnähe eines solchen Tieres zu bringen. Jim behauptet, er habe noch nie ein so meisterhaftes Beschleichen des Wildes mitgemacht. Der Indianer folgte der Spur so leicht wie wir auf Schnee. Er tat's rasch und sicher. Dann und wann ließ er sich auf alle Viere nieder, um an dem zusammengedrückten Gras zu schnüffeln. Immer wenn er aufstand, pflegte er das Ergebnis seiner Forschung mitzuteilen.

„Ah-téek (Karibou) eine Stunde". Und später: „Ah-téek halbe Stunde". Oder wieder: „Ah-téek viertel Stunde". Und endlich: „Ah-téek überm nächsten Hügel". Und so war's auch.

Ebenso, nur noch überraschender für uns, weil wir die Probe des direkten Vergleiches mit unserem eigenen Sinn machen konnten, war die Schärfe ihres Gehörs.

Oft während wir zwei Zivilisierten mit je einem Indianer in einem Boot durch donnernde Stromschnellen sausten, merkten wir, wie unsere Leute miteinander sprachen, nicht lauter wie gewöhnlich.

Schon von weitem konnten sie das Herannahen des Wildes aufs genaueste ankündigen. « Wawashkeshí » (Hirsch), sagt Peter — und sicherlich, nach einem Weilchen konnten auch wir die Tritte auf trockenem Laub unterscheiden.

Die physischen Gaben, die sie darin beinahe dem Wild ebenbürtig machen, sind sowohl die Ursache als das Ergebnis ihres meisterhaften Jagens. Jeder Jäger weiß, wie wichtig und schwierig es ist, Wild zu entdecken, ehe man von ihm entdeckt wird. Der Indianer hat darin eine ungeheure Fertigkeit. Sobald das Wild entdeckt ist, weiß er sich sehr geschickt ran zu pürschen.

Der Waldindianer kann sich nur ein ganz altmodisches Gewehr erstehen, mit dem er kaum auf 10 m sicher schießen kann, und zudem muß er mit seinem Schießstoff sparsam umgehen, weil der teuer und schwer zu erhalten ist. Bevor er also schießt, will er nicht bloß ziemlich, sondern ganz treffsicher sein. Wenn

er nicht nahe genug rankommt, um dem Tier ein Loch ins Fell brennen zu können, so feuert er lieber gar nicht.

Ich beobachtete Peter, wie er sich ins Marschgras fallen ließ. Man konnte fast den Boden erblicken, so dünn stand das Gras, und doch verschwand er darin so vollständig, daß wir trotz genauen Aufpassens nicht einmal das Rascheln des Grases unterscheiden konnten. Nach kurzer Zeit knallte seine Büchse aus ziemlicher Entfernung, fast an der Stelle, wo sich einige Enten nichtsahnend ihr Fressen gesucht hatten. Keiner von uns Weißen hatte auch nur einen Augenblick gedacht, irgendwelche von ihnen niederstrecken zu können.

Einst war ich ordentlich stolz darauf, daß ich 6 Kragenhühner von einem Baum mit einer Pistole herunterholte, bis Peter drei daher brachte, die er mit einem Stock erschlagen hatte.

H. F. Sexauer.

(Prof. Dr. G. Jägers Monatsblatt für Lebenskunde und Gesundheitspflege.)

Avignon (Frankreich), 14. Februar 1912.

Herrn Doktor Imfeld,

Genf.

Sehr geehrter Herr.

Bin heute in der angenehmen Lage Ihnen mitteilen zu können, daß ich, Ihrem Rate und den ausgezeichneten Sauter'schen Mitteln sei es gedankt, von meiner lästigen **Flechte** geheilt bin, an welcher ich vor Beginn Ihrer Behandlung mehr als zwei Jahre gelitten hatte. Während jener Zeit hatte ich mehrere Aerzte konsultiert und hatte eine Menge innerliche und äußerliche Mittel angewandt, aber alles war erfolglos geblieben; Sie hingegen, Sie haben mich in Zeit von kaum drei Monaten von meinem mich quälenden Uebel befreit.

In der Tat hatte ich Sie zum ersten Male Ende Oktober vorigen Jahres schriftlich konsultiert und seit der zweiten Mitte des vorigen Monats bin ich von meiner Hautkrankheit absolut geheilt. — Die Mittel, welche Sie mir bei der ersten Konsultation angeraten hatten, waren: Angioitique 2, Arthritique und Lymphatique 5 in der fünften Verdünnung und Lymphatique 3 trocken; äußerlich: Einreibungen mit Roter Salbe und Waschungen mit Grüner Sternseife. — Vierzehn Tage später rieten Sie mir Angioitique 2, Arthritique, Lymphatique 5 und Organique 6 in der dritten Verdünnung zu nehmen; Lymphatique 2 und Lymphatique 3 trocken und, außer den schon genannten äußerlichen Mitteln, noch Waschungen mit Sauter's Balsammilch vorzunehmen. In den letzten Tagen meiner Kur, als die Heilung im besten Gang war, ließen Sie mich noch warme Bäder mit Hinzugabe von Rotem Fluid nehmen, die sehr wohltätig wirkten.

Schon in den ersten Wochen der Kur war mein Zustand ein viel besserer; ich fühlte mich auch dadurch sehr erleichtert, daß das so sehr lästige Jucken gänzlich aufgehört hatte.

Obwohl ich schon in der zweiten Hälfte des vorigen Januars geheilt war, habe ich dennoch bis heute gewartet, um Sie davon in Kenntnis zu setzen, da ich meiner Heilung erst ganz sicher sein wollte.

Empfangen Sie, sehr geehrter Herr Doktor, die hochachtungsvollen Grüße Ihrer dankbar ergebenen

Barbara Leconltre.